

Ernst Langthaler

Die Mythen und ihre Jäger II

Reflexionen zur Ausstellung „Menschen nach dem Krieg“ (Schallaburg)

Der zweite Teil der Beobachtungen zum (populär)wissenschaftlichen Umgang mit dem jubiläumsträchtigen Komplex 1945¹ behandelt die 1995 auf der Schallaburg gezeigte Ausstellung des Landes Niederösterreich *Menschen nach dem Krieg. Schicksale 1945–1955*. Folgen wir den Intentionen der wissenschaftlichen Leiter Gerhard Jagschitz und Stefan Karner, dann versucht die Ausstellung einen „neuen Akzent“ in der Musealisierung vergangenen Geschehens zu setzen. Nicht „die Geschichte“ (Nieder-) Österreichs werde dargestellt; vielmehr stünden 14 dort lebende Menschen, welche „die Vielfalt des Lebens nach dem Krieg“ widerspiegeln, im Mittelpunkt: ein amerikanischer Pilot, ein Staatsmann, ein sowjetischer Soldat, ein Seelsorger, ein Bürgermeister, ein Lehrer, ein Heimkehrer, eine Kriegerwitwe, ein Weißer Jahrgang, ein Nachkriegsmädchen, ein Klein-gewerbetreibender, ein Bauer, ein Industrieller und ein Arbeiter.² Diese „Schicksale“ seien unter methodischen Gesichtspunkten „in den Rahmen der Zeit“ zu stellen, denn „geschichtliches Handeln ist nur in einem Netzwerk ge-

genseitiger Bedingungen zu verstehen.“ Mit harscher Kritik distanziert sich Jagschitz sowohl von der „elitären Ereignisgeschichte“ als auch vom „modischen alltagsgeschichtlichen Zugang“: „Denn im ersten Fall präsentiert sich Geschichte als Ansammlung großer Ereignisse mit großen Männern (Frauen kommen da nur selten vor), im andern aber dienen Menschen nur als Vorwand für die Darstellung sozialer Zustände – ihre Individualität, ihre persönliche Lebensgestaltung ist nebensächlich.“³ Insgesamt wolle die Ausstellung zu einer „anderen Sicht der Zeit“ anregen: „Was sich in den Erzählungen und Erinnerungen der Menschen so plastisch darstellt, steht offen im Widerspruch zu den über Schulbücher, Bildbände oder das Fernsehen vermittelten Klischees und Allgemeinheiten der Zeit.“⁴

Dem Diktum des amerikanischen Ethnologen Clifford Geertz folgend – „Will man eine Wissenschaft verstehen, so sollte man (...) keinesfalls das, was ihre Apologeten über sie zu sagen haben, (ansetzen), sondern das, was ihre Praktiker tun“⁵ –, geht es nun um die Rela-

tionen zwischen den expliziten Theorien und den impliziten Praktiken der Ausstellungsmacher/innen. Denn unter diesem Blickwinkel erscheint die Auseinandersetzung mit dieser Schau auch über den Tag ihrer Schließung hinaus relevant: Auf welche Weise ist das Konzept, Geschichte als Lebensgeschichte, das heißt als lebensweltliche Praxis historischer Akteure, zu rekonstruieren, im vielschichtigen Spannungsfeld von Wissenschaft, Kulturpolitik und Öffentlichkeit einlösbar? Ziel dieser semiotisch orientierten Analyse der Ausstellung *Menschen nach dem Krieg* ist demnach deren De-Konstruktion, die Angabe jener expliziten und impliziten Regeln (*interpretants*), aufgrund der die Ausstellungsmacher/innen ein Bild (*sign*) von ihrem Gegenstand (*object*), den Lebenswelten in (Nieder-)Österreich zwischen 1945 und 1955, konstruieren.⁶ Die Konstruktionsregeln dieses Zeichensystems lassen sich nach zumindest drei Aspekten dechiffrieren: nach der Auswahl der Akteure, der Gestalt ihrer Biographien und ihrer Relation zum Nationalsozialismus.

1. Bei der Auswahl der zu untersuchenden Fälle haben sich die Ausstellungsmacher/innen offensichtlich nicht vom quantitativen Prinzip der Repräsentativität – Motto: Relevant ist, was häufig auftritt –, sondern vom qualitativen Prinzip der Repräsentanz – Motto: Relevant ist, was regelhaft auftritt – leiten lassen; ein so komponiertes Sample repräsentiert im Idealfall nicht die Verteilung, sondern die Vielfalt der Typen. Auf den ersten Blick erscheint das vierzehnköpfige Sample als äußerst vielfältig; es umfaßt die Akteure unterschiedlicher Klassen, Generationen und Ethnien: Unternehmer und

Lohnabhängige, Jugendliche und Erwachsene, Einheimische und Besatzungssoldaten – ja sogar weltliche und kirchliche Herrschaftsträger. Bei näherer Betrachtung stellt sich diese Vielfalt als äußerst einseitig heraus – es ist eine männliche Vielfalt. Unter den 14 Personen sind nur zwei Frauen; darüber hinaus ist eine Frau als „Kriegerwitwe“ über ihren getöteten Ehemann definiert. Das Weibliche wird hier als undifferenziertes Ganzes konstruiert, das die im aktuellen Geschichtsdiskurs betonten Differenzen zwischen Frauen unterschiedlicher Klassen, Generationen oder Ethnien samt der damit verbundenen ‚Ordnung der Geschlechter‘ ignoriert. Überdies zieht sich ein ethnischer Bias durch diese einseitige Vielfalt; völlig unberücksichtigt bleiben die als „Displaced Persons“ rubrizierten Flüchtlinge, Zwangsarbeiter und KZ-Häftlinge.

2. Die Biographien der Akteure sind äußerst kohärent gezeichnet; eine Lebensgeschichte erscheint so manchen in die Wiege gelegt. Der spätere Bundeskanzler zeigte bereits als Gymnasiast „politische Ambitionen“ (S. 115); der spätere Erzbischof von Wien galt bereits in der Volksschule als „aufgeweckter Bauernbube“ (S. 123); der spätere Druckereibesitzer, Papierhersteller und Verleger entwickelte bereits in jungen Jahren die unternehmerischen Tugenden Zielstrebigkeit, Fleiß und Ausdauer (S. 148). Die kohärenten Biographien beschreiben in der Regel einen sozialen Aufstieg, der sein *take off* in den 1950er Jahren erlebte; Fotos, gleichsam Ikonen des persönlichen (Wieder-)Aufbaus, belegen den Weg von den „schlechten“ in die „guten Zeiten“ schwarz auf weiß: das Familienglück, die

berufliche Karriere, das selbsterrichtete Eigenheim, der kleine Gewerbebetrieb, das erste Auto. Der soziale Aufstieg erscheint weitgehend abgehoben vom gesellschaftsgeschichtlichen Kontext; er ergibt sich vielfach als Resultat individueller Fähigkeiten, Tugenden oder Anstrengungen: „Alle haben gestaunt, daß er (der kriegsversehrte Bauer) das (die Arbeit) so machen kann, aber er ist eben ein sehr starker Mann gewesen.“ (S. 145) Selten wird die *story of success* von kleineren Rückschlägen unterbrochen; nur im Fall des unter ökonomischen Konkurrenzdruck geratenen Wagners kehrt sie sich in die Geschichte eines Marginalisierungsprozesses um.

3. Die Biographien sind fernab des Komplexes ‚Nationalsozialismus/Vernichtungskrieg/Genozid‘ situiert. Akteure, die von NS-Verbrechen betroffen waren, sind zwar in der Person des Staatsmanns, der als „politischer Häftling“ im Konzentrationslager inhaftiert war, und des sowjetischen Soldaten, der als Zwangsarbeiter ins Deutsche Reich verschleppt wurde, präsent; die große Gruppe der im Nachkriegsdiskurs ‚vergessenen Opfer‘ der sozialassististischen „Ausmerze“ – etwa Roma und Sinti, Kranke oder als „asozial“ Verfolgte – bleibt unberücksichtigt. Akteure, die unmittelbar an NS-Verbrechen beteiligt waren, fehlen im Sample völlig. Die „Menschen nach dem Krieg“ scheinen als Menschen im Krieg nur als Wehrmachtsoldat oder – im Fall des Lehrers – als NSDAP-Mitglied in die Nähe des NS-Systems geraten zu sein; in beiden Kontexten werden die Akteure ausschließlich als passive Opfer gezeichnet: Wehrmachtszeit und Gefangenschaft hätten die besten Jahre des Lebens gekostet (S.

133); die ungewollte, weil durch automatische Überstellung zur NSDAP erfolgte Parteimitgliedschaft habe nach 1945 zumindest für ein Jahr die Lehrerstelle gekostet (S. 129). So gesehen ist es in der Logik der Ausstellung begründet, daß Themen wie „Entnazifizierung und Wiedergutmachung“ nicht im biographischen Kontext der 14 Personen in den Ausstellungsräumen, sondern isoliert von den Biographien in einem schmalen Gang abgehandelt werden.

Trotz aller Ansätze, ein differenziertes Bild der Lebenswelten zwischen 1945 und 1955 zeichnen zu wollen, führt uns die Ausstellung in nahezu jeder Biographie implizit einen spezifischen Typ vor: Es ist der *homo austriacus*, das Konstrukt des ‚österreichischen Menschen‘, über das in der Nachkriegszeit die ‚Re-Austrifizierung‘ der individuellen und kollektiven Selbstbilder durch die Medien Schrift, Bild und Ton betrieben wurde; er war primär männlich, bodenständig, tolerant, opferbereit, antipreußisch, antimarxistisch und katholisch konnotiert. Mit diesem Konstrukt ließ es sich gemächlich einrichten im *Eigenheim Österreich*⁷; gleichzeitiges Erinnern und Vergessen der unmittelbaren Vergangenheit überfrachteten das ‚österreichische Gedächtnis‘ mit Mythen, die dem Bedürfnis nach Normalität in einer ‚post-katastrophischen Periode‘ entsprachen: Aus in das NS-System involvierten Mittätern wurden die Österreicher/innen als passive ‚Opfer‘ des Nationalsozialismus; die faktischen Opfer des nationalsozialistischen Vernichtungsprojekts wurden fiktiv und real an den Rand gedrängt.⁸

Damit verstrickt sich die Ausstellung in einen doppelten Widerspruch zu ihren

selbstgesteckten Zielen: Sie zeigt einerseits nicht das „Leben nach dem Krieg“, sondern die individuelle und kollektive Deutung dieses Lebens; weniger Praktiken, sondern Mythen sind ihr Thema. Sie tritt andererseits entgegen ihren Beteuerungen nicht in Distanz zu diesen Mythen, sondern reproduziert sie; weniger Entmythisierung, sondern Verdoppelung ist ihr Geschäft.

Meine These lautet, daß sich dieser doppelte Widerspruch nicht beliebig einstellt, sondern durch die Machart der Biographien systematisch produziert wird. So schreibt beispielsweise die Kriegerwitwe in ihren autobiographischen Aufzeichnungen über Weihnachten 1947: „Am Christbaum haben wir ein halbes Zuckerstück eingewickelt und aufgehängt, und trotzdem haben sich die Kinder gefreut, denn es brannten auch einige Kerzer.“⁹ Dies findet in der Biographie folgendermaßen seinen Niederschlag: „Zu Weihnachten 1947 hat ihre finanzielle Situation gerade ausgereicht, einen Christbaum mit einem halben Zuckerstück, das in Papier eingewickelt wurde, zu schmücken. Zudem haben ja noch Kerzerln gebrannt, und die Kinder sind auch so glücklich gewesen.“ (S. 136) Die Biographie macht den Erzähltopos ‚arm, aber glücklich‘ nicht als solchen erkennbar und fragt nicht nach seinen lebensweltlichen und systemischen Funktionen; sie verdoppelt ihn vielmehr, indem sie die Selbstdeutungen der Akteurin zu ihren eigenen macht. Eine solche Beschränkung auf die Wiedergabe des subjektiv gemeinten Sinns verfehlt Entscheidendes, denn: „Weil die Handelnden nie ganz genau wissen, was sie tun, hat ihr Tun mehr Sinn, als sie selber wis-

sen.“¹⁰ Nur an wenigen Stellen, am ehesten noch im Fall des Staatsmanns, gelingt es den Biographien, sich von den Selbstdeutungen der Akteure abzusetzen: „Figl verkörperte diesen Grundkonsens der Zweiten Republik, den Konsens eines allgemeinen ‚Verdrängens und Vergessens‘, umso glaubwürdiger, da er ja selbst Opfer des Nationalsozialismus war.“ (S. 118) Damit unterliegt die dominante Interpretationslogik genau jener „biographischen Illusion“, die der französische Soziologe Pierre Bourdieu der traditionellen Biographieforschung unterstellt hat: Indem sie nach einer kohärenten Entwicklung des Lebens suche, verdopple sie die Konstruktion des Akteurs, der seiner imaginierten Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eine kohärente Entwicklung zuschreibt; der Akteur als „Ideologe seines eigenen Lebens“ finde dadurch im Interpretieren seinen „natürlichen Komplizen“.¹¹ Die neuere sozialwissenschaftliche Biographieforschung unterscheidet demgegenüber analytisch drei Ebenen: die gelebte Lebensgeschichte als alltägliche Praxis eines Akteurs, die in Form von (geschriebenen, erzählten, fotografierten usw.) Texten konstruierte Lebensgeschichte als alltägliches Konstrukt eines Akteurs und die re- bzw. de-konstruierte Lebensgeschichte als wissenschaftliches Konstrukt eines Interpreten.¹² Durch die spezifische Logik des wissenschaftlichen, identitätsdestruierenden Interpretierens (objektive Hermeneutik, Tiefenhermeneutik, qualitative Inhaltsanalyse usw.) setzt sie sich systematisch in Distanz zu den alltäglichen, identitätssichernden Interpretationen der Akteure.

In diesem illusionären Projekt, das die Ausstellung im Umgang mit Biographien

verfolgt, liegt gleichzeitig der Grund ihres (vermeintlichen) Erfolgs wie ihres Scheiterns. Erfolgreich war der Versuch, ein relativ breites Publikum anzusprechen; die rund 85.000 Besucher konnten ihre Vor-Urteile vermutlich in der Ausstellung größtenteils ‚wiederfinden‘. Weitgehend gescheitert erscheint der Anspruch, zu einer „anderen Sicht der Zeit“ anzuregen; die Ausstellung bietet kaum Reibepunkte, die zur Reflexion der individuellen und kollektiven Mythen provozieren. Dieses Resümee soll den Stellenwert der teilweise gelungenen Katalogbeiträge, des museumspädagogischen Begleitprogramms und des audiovisuellen Konzepts keineswegs schmälern; es entzaubert jedoch die von den Ausstellungsleitern geweckte Erwartung, einen „neuen Akzent“ in der Musealisierung von Geschichte zu setzen. Die selbsternannten Jäger der Mythen erweisen sich *in praxi* eher als deren Heger.

Anmerkungen:

- 1 Der erste Teil behandelte das Symposium *Niederösterreich/Südmähren 1945* und erschien in ÖZG 5 (1994), 581–585.
- 2 Die Biographien, die von den Ausstellungsmitarbeiter/inne/n Irene Sajer, Elisabeth Ulsperger, Harald Knoll, Annemarie Fenzl, Heinz Arnberger, Sigrid Buchhas, Elke Blauensteiner, Hans-Christian Heintschel, Christian Stadelmann und Robert Streibel verfaßt wurden, sind abgedruckt in: Gerhard Jagschitz u. Stefan Karner, Hg., *Menschen nach dem Krieg. Schicksale 1945–1955*, Innsbruck 1995. Die folgenden Seitenangaben im Text beziehen sich auf dieses Buch.
- 3 Gerhard Jagschitz u. a., *Menschen nach dem Krieg 1945–1955*. Bildband, St. Pölten u. Wien 1995, 7. Jagschitz verkennt damit die zentralen Anliegen einer ‚Alltagsgeschichte‘,

der es gerade um die Rekonstruktion des ‚Eigen-Sinns‘, der Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsweisen der ‚Vielen‘ geht. Vgl. Alf Lüdtke, Einleitung: Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte?, in: ders., Hg., *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*, Frankfurt am Main u. New York 1989, 9–47.

4 Vgl. Gerhard Jagschitz u. Stefan Karner, Einleitung, in: dies., Hg., *Menschen, wie Anm. 2*, XII f.

5 Clifford Geertz, Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, 2. Aufl., Frankfurt am Main 1991, 9 f.

6 Sign, object und interpretant gelten in der Semiotik des amerikanischen Philosophen Charles S. Peirce als die drei Pole des triadischen Zeichens. Vgl. Ludwig Nagl, *Charles Sanders Peirce*, Frankfurt am Main u. New York 1992, 30 ff.

7 Vgl. Wolfgang Kos, *Eigenheim Österreich. Zu Politik, Kultur und Alltag nach 1945*, Wien 1994, 59 ff.

8 Vgl. Meinrad Ziegler u. Waltraud Kannonier-Finster, *Österreichisches Gedächtnis. Über Erinnern und Vergessen der NS-Vergangenheit*, Wien, Köln u. Weimar 1993.

9 Zit. nach Ernst Langthaler, *Umbruch im Dorf? Ländliche Lebenswelten von 1945 bis 1950*, in: Reinhard Sieder, Heinz Steinert u. Emmerich Tálos, Hg., *Österreich 1945–1995*. Gesellschaft, Politik, Kultur, Wien 1995, 35–53, hier 42.

10 Pierre Bourdieu, *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*, Frankfurt am Main 1993, 127.

11 Vgl. Pierre Bourdieu, *Die biographische Illusion*, in: BIOS 3 (1990), 75–81; vgl. dazu die Replik von Lutz Niethammer in: ebd., 91–93.

12 Vgl. dazu Gabriele Rosenthal, *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*, Frankfurt am Main u. New York 1995, 208 ff.